Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 7

Artikel: Mama

Autor: Schmahl-Wolf, Grete

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636125

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

tate so vorsichtig ausgeführt wurden, daß man die Bande wirklich nicht überführen konnte, oder mag sich auch die Behörde in solchen Fällen der Verfolgung aus verschiedenen Gründen nicht immer mit genügendem Eifer angenommen haben: jedenfalls gelang es erst jetzt vor wenigen Wochen, die ganze Erpressergesellschaft hinter Schloß und Riegel zu setzen. Vielleicht das Erstaunlichste an der ganzen Sache war, daß sich der „Verband" einen eigenen Fachmann für Explosivstoffe gegen ein Wochenhonorar von hundertfünfzig Dollar gehalten hatte, der auf Grund seines früheren Dienstes in der Munitionswerkstätten der amerikanischen Marine imstande war, vorkommendenfalls das Bombenlegen sachgemäß und wirksam vorzunehmen!

Abgesehen von den Verbrechern gibt es natürlich auch genug andere Leute, die eigenartige Wege zum Verdienen des heißbegehrten Dollars eingeschlagen haben, wobei die meisten dieser seltsamen Berufe und Unternehmungen erst in den letzten Jahren entstanden sind. Bei der großen Entwicklung der gewerbsmäßigen Schönheitspflege, die Amerika den Frauen bietet, ist es begreiflich, daß man die Erfahrungen aus den Schönheitssalons jetzt auch auf anderem Gebiete verwerten möchte. So sind im Laufe der letzten beiden Jahre in fast allen Großstädten Filialen der „Animal Beauty Parlor" entstanden, die sich mit der Verschönerung von Hunden und Katzen befassen. Viele Damen bezahlen für ihre vierbeinigen Lieblinge fünfzig bis hundert Dollar im Monat an die Tierkosmetiker. Für ein paar Dollar kann man Hektors Augenbrauen zu der modernen schmalen Linie ausrupfen oder ihm sachgemäße Dauerwellen zukommen lassen. Shampoonwaschungen und Höhensonnebestrahlungen vervollständigen dann noch die Pflege.

Auf ganz ähnlichem Gebiete arbeiten die Institute für Leichenverschönerung. Der Bestattungsunternehmer übernimmt die Aufgabe, die Verstorbenen dem genannten Institut für einige Stunden zu überlassen, während der die Leiche allen Wünschen entsprechend hergerichtet wird. Da werden, wenn nötig, Haare geschnitten und rasiert, bei weiblichen Personen tritt sogar noch der unvermeidliche Dauerwellenapparat in Aktion, und dann wird balsamiert, parfürmiert, geschminkt und gepudert, eventuell eingefallene Wangen auch noch durch Paraffineinspritzungen gehoben, bis dann die Leiche schön genug ist, um zur eigentlichen Bestattung wieder zurückgebracht zu werden. Wie es allerdings die Angehörigen überwinden können, an einem Toten in solcher Weise herum arbeiten zu lassen, bleibt einem Menschen mit normalem Empfinden ein Rätsel.

Da ist die Errichtung der sogenannten „Ersten Jahr Institute" denn doch sympathischer. In diesen handelt es sich eigentlich um Schulen für Erwachsene, in denen Ehepaare lernen sollen, die oft unvermeidlichen Mißverständnisse und Reibungen des kritischen Jahres, nämlich des ersten Ehejahres, zu vermeiden. Auf psychologischer Grundlage erhalten die Gatten Anleitungen über ihr gegenseitiges Benehmen, auch werden allerlei Probleme frei nach Vandervelde durchgesprochen, und schließlich den Frauen noch manche Anweisungen über Haushaltungsfragen, Säuglingspflege und dergleichen auf den Weg gegeben. Diese Institute haben sich für die Begründer als ein ausgezeichnetes Geschäft erwiesen, da sich Interessenten in ungeahnter Zahl eingestellt haben.

Aber auch für die Zeit, bevor eine Ehe zustande kommt, haben sich Helfer gefunden, die aus ihren Bemühungen Kapital schlagen. Da ist natürlich zuerst der berufsmäßige Heiratsvermittler, der in großzügigster Weise das Sichfinden unterstützt. Gegen eine vorauszahlbare Gebühr von 200 bis 500 Dollar erwirbt man den Anspruch, solange Interessenten des anderen Geschlechts vorgeführt zu werden, bis man einen wenigstens scheinbar passenden Ehepartner gefunden hat. Da aber der Vermittler außerdem noch fünf Prozent der Mitgift beansprucht, so lassen die größeren Unternehmer ihre ehelustigen Klienten sogar durch eigene Detektive bewachen, damit sich keiner von der Zahlung drückt. Ein anderer Verdiener auf dem Ehemarkt ist der Friedensrichter, der in Amerika die Trauung vollzieht. Da jede Eheschließung fünf Dollar kostet, der Preis für geheime Heiraten ist doppelt so hoch, so macht der Friedensrichter bei genügendem Zuspruch ganz hübsche Geschäfte. Weil nun Zuständigkeitsfragen in Amerika nicht in Betracht kommen und die Konkurrenz groß ist, machen die Friedensrichter auf ihre eigene Weise für sich Reklame. Broschüren, die die Vorzüge des Ehelebens in den glühendsten Farben schildern, werden verteilt; sogar Reklameplakate finden sich in einzelnen öffentlichen Verkehrsunternehmungen. Als letzter Faktor tritt dann ein Agent des Friedensrichters in Aktion, der etwa noch bestehende Hemmungen zu beseitigen hat. Es ist durchaus nichts Ungewöhnliches für ein Liebespärchen, auf der Straße, im Tanzsalon oder sonstigen Vergnügungsstätten von einem Unbekannten angesprochen zu werden, der sie zu einer sofortigen Eheschließung zu überreden versucht. Eine momentane Laune oder Eingebung, oft genug auch die Wirkung von Alkohol, genügt dann in manchen Fällen, um dem Friedensrichter neue Kundschaft zuzuführen!

Einen ungeahnten Aufschwung haben seit Einführung des Tonfilms die „Geräuschefabrikanten" genommen. Diese wurden allerdings auch früher schon von den Theatern, Variétés und Herstellern von Grammophonplatten in Anspruch genommen, um bestimmte Lautwirkungen hervorzurufen. Es ist durchaus nicht etwa leicht, für solche Zwecke Geräusche künstlich so herzustellen, daß dem Hörer später ein naturgetreuer Eindruck vermittelt wird. Die Spezialisten auf diesem Gebiet verstehen es dagegen, Tiergebrüll, Babygeschrei, Straßenlärm und alle sonst etwa benötigten Geräusche, die selbst bei Freiaufnahmen für den Tonfilm nicht immer zur Verfügung stehen, täuschend ähnlich nachzuahmen; das Einkommen eines versierten Fachmannes dieser Art dürfte bis zu fünfzigtausend Dollar jährlich betragen.

Wir sollten hier eigentlich auch nicht des Literarischen Unternehmers vergessen, der gegen entsprechende Bezahlung jedem Menschen seinen Lebensroman mit allen vom Besteller gewünschten Nuancen anfertigt, noch des findigen Kopfes, der den Hausfrauen die Tränen erspart, indem er ihnen Zwiebeln im bereits geschälten Zustand liefert, noch aller der anderen unzähligen Leute, die es verstanden haben, aus der Einstellung und den Bedürfnissen unserer Zeit Geld zu verdienen. Sollte es etwa nur an einem Mangel an geistiger Beweglichkeit liegen, wenn wir heute trotzdem noch so viele Menschen finden, die keine Beschäftigung haben?

Mama.

Von Grete Schmahl-Wolf.

Damals sagte man noch nicht „Mutti", sondern „Mama" und dieses sanfte, stille Wort wird mir immer mit dem saften, stillen Gesicht meiner Mutter identisch bleiben, das sich über meine Kindheit neigte und sich auch im Alter nicht verändert hat. Das Mutterideal hat sich seither gewandelt. Aus der sorgenden, liebevollen Respektsperson wurde die gleichgestellte Kameradin, die mit dem Jungen rodelt, mit Mädi tanzen geht, halb Aufsicht und halb Rivalin, und die im übrigen den Kindern ihre Freiheit läßt — worüber sie ein bißchen klagt und gleichzeitig ein wenig froh ist, auch Raum für ihr eigenes Leben zu haben.

Mütter wie „Mama" waren freilich auch damals selten. Sie war immer da. Ein eigenes Leben schien sie nicht zu führen. Wir wußten wenigstens nichts davon, außer in schrecklichen Interimszeiten, wenn sie krank war, wenn kleine Geschwister zur Welt kommen sollten, die sich im letzten Moment anders besannen. Ich erinnere mich noch einer zeichnenden Anekdote aus meiner Kinderzeit: wir waren bei einer Tante geladen, erhielten unsern Anteil vom Obst-

korb und auch Tante nahm eine Portion auf ihren Teller. Worauf ich — damals etwa fünf Jahre alt — in den staunenden Ausruf ausbrach: „Du ißt auch Obst! Meine Mama gibt immer alles uns!" — Mama gab immer alles uns. Und sie teilte ehrlich, mit bewundernswertem Augenmaß, so daß nie Grund zu Eifersüchteleien oder Neid vorlag — dieses häufige Motiv zu geschwisterlicher Unverträglichkeit, dessen Ursache meist in mehr oder weniger versteckter Bevorzugung eines Kindes liegt.

Mama konnte auch wundervoll spielen; besonders wenn man krank oder allein war, gab es niemand, der so herrlich Puppen ausschneiden, Puppenkleider nähen oder sich im Damenspiel schlagen lassen konnte. Sie war die beste Spielgefährtin, ohne daß man sie beim Vornamen nannte oder sich kleine Respektlosigkeiten gegen sie herausnahm, sie intim und gleichaltrig behandelte — wie es heute so häufig geschieht. Hatten wir andere Gefährten, so zog Mama sich zurück, sie mischte sich nie in unsere Spiele oder kindlichen Streitigkeiten ein, erzwang sich niemals ein Geständnis oder ein nicht freiwillig entgegengebrachtes Vertrauen. Daher lief ich ihr schon auf der Treppe entgegen: „Mama, Mama, ich habe heute in der Schule einen Tadel bekommen!", gestand reumütig: „Ich habe mir ein Stück Zucker aus der Dose genommen!" und litt Gewissensqualen, wenn mir ein Geheimnis anvertraut wurde und ich es nicht an Mama weitersagen durfte. Sie hielt immer und unter allen Umständen zu uns, verriet uns nie an ihre Schwestern und Freundinnen. Sie klagte weder über unsere Mängel und kleinen Verbrechen in Haus und Schule, noch rühmte sie sich eitel unserer Erfolge — Fehler, in die so viele Mütter verfallen, ohne zu bedenken, daß sie dadurch den Kindern auf die eine oder andere Weise schaden, auf jeden Fall deren gehütete Heimlichkeiten preisgeben.

Mama hatte keine höhern Schulen besucht; außer den Klassikern und dem einen oder dem andern Roman wenig gelesen. Ich erinnere mich nicht, daß sie je in der Leihbibliothek abonniert war; sie hätte auch keine Zeit dazu gehabt, denn Haushalt und Kinder gaben ihr genug zu tun. Sie war auch niemals das, was man eine geistig hochstehende Frau nennt und sie selbst hielt sich am allerwenigsten dafür. Aber ihr Charakter, ihr Takt und feines Empfinden lehrten sie, sich auch ohne das Studium pädagogischer Werke, in die Kinderseele einzufühlen und im rechten Moment das Richtige zu tun. So lernten wir schon in frühester Kindheit, lange ehe jemand eine Ahnung von Montessorimethoden hatte, kleine Handgriffe spielerisch allein zu machen, Knöpfe zu öffnen und zu schließen, uns ohne Hilfe an- und auszukleiden, unsern kindlichen Besitz in Ordnung zu halten — und das, obwohl neben Mama noch ein Hausmädchen und eine Bonne vorhanden waren, die wahrscheinlich jeden Augenblick bereit gewesen wären, uns die Sachen aus der Hand zu nehmen mit einem: „Gib her! Das dauert ja viel zu lange! So ist doch ewig kein Fertigwerden!" wie es leider noch immer täglich in fast jedem mit Kindern gesegneten Haushalt geschieht. — Auf Mamas Anordnung durfte uns auch niemand Angst machen, uns mit dem schwarzen Mann oder dem dunklen Zimmer schrecken — ein Erziehungsmittel, das damals gang und gäbe war und auch heute noch nicht so völlig ausgemerzt ist, als man nach den Ergebnissen der modernen Kinderpsychologie glauben sollte. Wie viele Menschen, besonders furchtsame Frauen, denen das Alleinschlafen oder Alleinbleiben in einer leeren Wohnung zur Qual wird, danken das einer unvernünftigen Kinderstube. — Mama wußte aus eigener Erfahrung, was Furcht bedeutet. Sie hatte sich z. B. als Kind sehr vor Tieren gefürchtet und litt noch beständig unter dieser Angst. Damit es ihren Kindern nicht ebenso ergehe, überwand sie heldenmütig ihre Gefühle und ließ uns mit Hunden, die ihr unheimlich waren, mit Katzen, vor denen ihr graute, unbefangen spielen. Ja, sie schreckte nicht einmal davor zurück, wenn wir Frösche und Eidechsen ins Haus brachten.

Wir kannten damals nur eine einzige Angst und das war die, daß Mama weggehen und nicht wiederkommen könne. Kam sie von einem Ausgang später als wir erwarteten zurück, so standen wir heulend beim Fenster, spähten nach ihr aus und empfanden die ungeheuerste Erleichterung, wenn sie unversehrt wieder da war. Noch viele Jahre nachher, schon als erwachsener Mensch, blieb dieses Zurückkehren Mamas, oder das Zurückkehren zu ihr, ein heimliches reines Glück, eine zarte Erlösung von Leid.

Sie hat mich kaum je enttäuscht, wie so viele Kinder von ihren Eltern enttäuscht werden, wenn das Idealbild, das man sich in der Kindheit macht, von der Wirklichkeit abgelöst wird. Nie habe ich sie auf einer Lüge ertappt — selbst ihre kleinen Notlügen waren so verschämt und rührend durchsichtig, daß sie nur Heiterkeit erregten —; nie auf einer Indiskretion oder Tratscherei, nie auf einer unvornehmen Handlung.

Mama ist heute eine uralte Frau. Sie hat sich nicht verändert. Sie könnte noch immer unzähligen Müttern als Vorbild dienen.

Der Lokomotivführer.

Der Himmel schwingt den blauen Bogen,
Das Sterngeschmeide rings im Dom.
Der Nachtzug kommt im Sturm geflogen,
Rast über Wiese, Feld und Strom.

Das Stahlroß äugt mit gelbem Feuer,
Ob das Geschick ein Unheil spann.
Der Führer steht erprobt am Steuer,
Vom Scheitel bis zum Fuß ein Mann.

Fahrgäste ruhn in langen Wagen,
Auf Polstern und auf hartem Sitz.
Und aus Gelächter und aus Klagen
Zuckt manchmal ein frivoler Witz.

Der Zug keucht zwischen engen Wänden.
Schwer stöhnt und stampft das Eisenroß.
Der Tod duckt mit gekrallten Fängen
Sich oben auf dem Stahlkoloß.

Ob wildem Strudel eine Brücke
Und eine abgrundtiefe Schlucht.
Der Tod spinnt teuflisch seine Tücke,
Es rast der Zug in toller Flucht.

Ein Steinsturz hat mit wildem Krachen
Des Abgrunds Brücke weggefegt.
Der Führer hört ein höhnisch Lachen,
Dort, wo der Tod die Pranken regt.

Bevor noch durch die Felsenlucke
Der Zug ins Unheil ist gerannt,
Hat er mit jähem, festem Rucke
Das Roß gezügelt und gebannt.

Die Reisenden fliehn aus den Wagen
Erst, als der Held im Werkgewand
Den Tod aus seinem Feld geschlagen
Mit sicherm Blick und starker Hand.

Noch rinnt der Schweiß ihm von der Stirne.
Doch blickt sein Auge kühn und klar.
Vom Felsenband am nahen Firne
Grüßt ihn ein stolzer, junger Aar.

Fr. Hoßmann.